

Schatten und Koffer

Gerade war ein Zug aus Berlin angekommen. Es schien, als würden tausende von Menschen aus den offenen Zugtüren strömen und die Treppen des Bahnhofes hinuntereilen. Man wurde angerempelt und umhergeschubst. Von überall dröhnte es, alle Menschen sprachen aufeinander ein in den unterschiedlichsten Sprachen. Es waren Sprachen, die klangen wie Musik, wie Liebesbekundungen, und Sprachen, die klangen wie Beschimpfungen. Für manch einen blieb das Rätsel, worum es sich genau handelte. Es war voll und laut, ohne Frage, und man sah sich aufmerksam in dem Tumult um. Manche hielten Ausschau nach Schildern, die die Abfahrt des nächsten Zuges nach Frankfurt verkündeten, manche nach langfingrigen Schatten, die es auf das wertvolle Gepäck abgesehen hatten.

Ich hatte mich auf meiner gewohnten Bank niedergelassen und suchte die Menge nach abgelenkten Menschen ab. Nach denen, die ihre Aufmerksamkeit fälschlicherweise einem in den vielen Schaufenstern ausgestellten Objekt schenken statt mir, einem unscheinbaren Kind in untauglicher Kleidung und dem wachen Blick, der ihnen selbst fehlte. Ich ließ gekonnt die Beine baumeln. Eine alte Frau blieb vor einer Bude stehen und bestellte etwas zu essen. Ihren Koffer platzierte sie achtlos hinter sich. Ich sprang leichtfüßig von der Bank und bewegte mich auf die Frau zu, gezielt scheinbar an ihr vorbei, schlendernd. Eine sechsköpfige Familie kam des Weges. Hektisch schauten sich die Eltern um und deuteten, ihren Kindern in einer fremdklingenden Sprache etwas aufgeregt mitteilend, auf eine Treppe, die nach oben zu den Gleisen führte. Die alte Frau suchte so eben aus ihrem Portemonnaie die passenden Münzen, um zu bezahlen. Hopsend folgten die Kinder ihren Eltern zu der Treppe und ich passte sie ab: In dem Moment, in dem sie an der Frau vorbeisprangen wie frühlingstfreudige Rehe, eilte auch ich an der Frau vorbei und schnappte ihren Koffer. Ich wartete nicht ab, dass jemand meinen Diebstahl bemerkte, sondern beschleunigte meinen Schritt. Schon ertönte das altbekannt hysterische Kreischen. Worte, die ich nicht kannte, wurden gerufen. *Oh nein! Jemand hat meinen Koffer gestohlen!* Es war gar nie von Bedeutung, ob ich die Sprache der Beklauten sprach. Mit den Jahren lernte man, die Worte zu kennen, ohne sie zu verstehen. Ich bog um die nächste Ecke in eine der dunklen Gassen, die einen Bahnhof charakterisieren. Hier waren die Schatten besonders dunkel, weil sie alle dicht aufeinander hockten: All die schattenhaften Figuren, vor denen sich manch einer fürchtete, denen ausschließlich verängstigte und hasserfüllte Blicke geschenkt wurden. Das Wort Liebe wurde aus unserem Sprachgebrauch gestrichen. Ich sprintete mit klopfendem Herzen den Gang entlang, der sich immer weiter verzweigte. Kaum einer wusste, dass das Netz unter der Erde so ausgedehnt war. Nur die Schatten konnten es wissen, weil sie dort lebten. Unter den Schatten konnte man getrost seinen Schritt verlangsamen, denn niemand, der dem Lichte hörig war, folgte dem Gejagten in die Dunkelheit. Ich zwängte mich mit dem gestohlenen Koffer durch die zwielichtigen Gestalten, um einen ruhigen Ort zu finden, an dem ich den Koffer öffnen würde. Ich malte mir aus, welche Reichtümer sich darin

befinden könnten. Ich presste den Koffer an mein Herz. Eines musste man sich gewiss sein, ein Schatten stoppte nicht vor einem anderen. Sie verschwammen ineinander und einer verschluckte schließlich den anderen. Machte man fette Beute, war man ein beliebtes Ziel, verschluckt zu werden. Sie warfen einem finstere, vor Neid zornige Blicke zu und vergaßen, dass man einst gemeinsam gelitten hatte. Auch ich vergaß dies oft. Wenn eine der schattenhaften Personen Beute mit sich brachte, verlor sich ihr Gesicht in der Dunkelheit und war so unkenntlich gemacht worden. Nun erkannte niemand unter den Schatten mein Gesicht, denn es troff wie das Wachs einer angezündeten Kerze. Ich war in einer weit vom Bahnhof entfernten Gasse angekommen, nur der schwache, grünliche Schein der Deckenleuchte bewies, dass sich hier niemand außer meiner selbst befand. Ich ließ mich erschöpft auf den Boden sinken. Die Gasse war eine Wiese des Mülls: Alte Dosen lagen herum, der Dreck klebte an den Wänden und es stank vertraut widerlich. Ich schaute mir den Koffer genauer an. Es war ein schicker Koffer, er war aus edlem braunen Leder und hatte ein Schild, auf dem ein Name und eine Adresse standen. Der Reißverschluss ließ sich leicht öffnen, denn das Zahlenschloss war unbenutzt. Voll unbändiger Gier riss ich die Klappe des Koffers hoch. Mein Herz, das gerast hatte, blieb stehen. Ich wusste nicht mehr, mit was ich gerechnet hatte. Ich hatte nur eines gewollt: Ein Ende und einen Anfang. Etwas anderes als das hier. Ich hatte gewollt, keinen einzigen Menschen mehr zu bestehlen. Ich hatte Wohlstand gewollt. Zuwendung. In dem Koffer lag Wäsche. Ich holte eines der zusammengefalteten Kleidungsstücke heraus. Es roch nach einer Blumenwiese und nach Frühling. Es war liebevoll gebügelt worden, genauso wie die ganze andere Wäsche in dem Koffer. Ich musterte das Kleidungsstück in meinen Händen. Der saubere Stoff in meinen ungewaschenen Händen. Er machte mir Angst. Ich legte das Kleidungsstück gefaltet zurück in den Koffer. Die Angst in mir blieb. Ich schloss den Koffer. Die Angst aber blieb. Und ich begriff, dass es keine Angst war. Angst war das Gefühl, das sich einstellte, wenn man einem Ungeheuer gegenübersteht, einem besonders großen Schatten, der einen vereinnahmen und verschlucken wollte. Dieses Gefühl aber war ein Ziehen im Brustkorb, in der Gegend meines Herzens. Es war Scham.